



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kaemmel, Otto: Leopold von Gerlach : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Leopold von Gerlach

Von Otto Kaemmel

(Fortsetzung)



erlach war also in erster Linie ein gläubiger Christ und ein christlicher Staatsmann, erst in zweiter Linie Preuße. Das altpreußische Wesen, das sich nach ihm besonders in der Armee erhalten hatte, war ihm offenbar nur insofern wertvoll, als es sich dem ständischen Staate fügte, und in Frankreich sah er weniger den nationalen Erbfeind, als die Vertretung des revolutionären Prinzips. So er verstieg sich 1844 in den Debatten über die Berufung des vereinigten Landtags dem Prinzen Wilhelm gegenüber zu der merkwürdigen und jedenfalls ganz unpreußischen Äußerung, Preußen habe gar nicht die Bestimmung, wie Frankreich und England eine kompakte Monarchie zu sein; Preußen bestehe aus Fragmenten des deutschen Reichs und könne erst eine Einheit in der Vereinigung mit Deutschland werden. Eine nationaldeutsche Aufgabe Preußens erkennt er also gewissermaßen an, aber immer unter der Voraussetzung einer ständischen Gestaltung Preußens, durch die es sich „an die Spitze des gesamten Reiches stellen würde,“ und er sieht einen großen Schritt dazu schon 1840 im Zollverein. Er erkennt auch an, daß der Gedanke der deutschen Einheit „in allen kleinen Ländern eine reale Basis habe,“ und daß das (alte) deutsche Reich „mit großem Recht und in ehrenwerter Tradition in einem großen Teile Deutschlands immer noch sehr wohlbegründete Sympathie als Gegensatz gegen die schändliche Rheinbundsoveränität, gegen die Wiener Seelenkäuferei hat“; aber die Erkenntnis, daß das deutsche Volk ein uraltes Recht auf politische Einheit besitze, und diese hergestellt werden müsse, kommt ihm nicht, und über die Art, wie eine organische Verbindung zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland hergestellt werden könne, und was sich daraus für Österreich ergeben würde, hat er schwerlich jemals ernsthaft nachgedacht; jedenfalls hat er sich eine Einheit Deutschlands ohne Österreich nicht vorstellen können. Das preußische Staatsgefühl und das deutsche Nationalgefühl tritt bei ihm eben durchaus zurück hinter seiner politischen Doktrin und wird von ihr oft geradezu erstickt oder wenigstens überwuchert.

Wenn Ludwig von Gerlach äußerte, der Gegensatz der Prinzipien sei viel stärker als der der Nationalitäten, so wird er damit auch die Meinung seines Bruders Leopold getroffen haben, wie das Stahls Sätzen entspricht.

Nun ist es sehr merkwürdig, zu sehen, wie diese Weltanschauung, der Gerlach mit solcher Überzeugung huldigt, eigentlich mit seinem ganzen innern Wesen in Widerspruch steht und es niemals vollkommen überwältigen kann. An sich war er nichts weniger als ein Doktrinär, sondern sehr befähigt und geneigt, die Wirklichkeit scharf aufzufassen. Er beobachtete vortrefflich. Die kurze Schilderung des kaum Dreiundzwanzigjährigen von den verschiedenen Strömungen, die sich im Frühjahr 1813 in Breslau kreuzten, ist von erstaunlicher Schärfe, seine Bemerkungen über russische Verhältnisse treffen den Nagel auf den Kopf, und seine historischen Rückblicke sind, wenn nicht immer unbefangen, doch immer geistvoll, wie z. B. die innere Entwicklung Preußens von 1815 bis 1840 mit so kurzen Worten schwerlich besser charakterisirt werden kann, als es Gerlach 1845 thut: „1815 bis 1820 Herrschaft des Hardenberg'schen Offiziantenliberalismus [der liberalen Bürokratie], 1820 bis 1830 Stagnation, großes Ansehen und große Popularität des Königs, 1830 bis 1840 allmählicher Verfall und Aufstehen der liberalen Partei.“ Aber allmählich scheint ihm seine Doktrin diese Fähigkeit und Neigung immer mehr beschränkt zu haben. Das, was an der Bewegung von 1848/49 berechtigt war, hat er niemals auch nur zu verstehn versucht, mit Männern, die sie vertraten, sich auseinanderzusetzen, hat er, Radowiz ausgenommen, niemals den Trieb verspürt; diesem gegenüber sagt er einmal 1850, er danke Gott, daß er ihn „vor jeder Berührung mit der Revolution in dieser schweren Zeit bewahrt“ habe. Dagegen widerstrebte seine tapfere und thatkräftige Natur im Innersten jener Thatenscheu, jenem „Quietismus“, der aus der Stahl'schen Staatsanschauung an sich folgt. Es fällt ihm gar nicht ein, die Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten, er ist namentlich in den Bewegungsjahren unermüdlich gegen die „Revolution“ thätig und wird schließlich, wie er meint, ganz gegen seine Natur, zum anerkannten Parteihaupt. Freilich empfindet er den Widerspruch fortwährend, und seine staatsmännische Wirksamkeit macht ihm deshalb gar keine Freude. Überaus bezeichnend ist in dieser Beziehung der Ausruf: „Welch trauriger Beruf ist der eines Staatsmannes; man gelangt in das Amt und muß überall den Umständen und den Personen seine Grundsätze zum Opfer bringen“ (1845). Den nüchternen Satz Bismarck's, daß die Politik die Kunst sei, in jedem Augenblick das Zweckmäßigste oder doch das am wenigsten Schädliche zu thun, würde er gar nicht verstanden haben. Daher sind Äußerungen des Überdrußes über seine politische Beschäftigung, die er doch nicht lassen kann, nicht selten, und zuweilen macht er sich geradezu Vorwürfe, daß er sich noch für Politik interessire.

Nicht die Verwandtschaft des Charakters hat nun das enge Verhältnis

Gerlachs zu Friedrich Wilhelm IV. begründet, dessen geistvolles, aber phantastisch-romantisches, thatenscheues und gänzlich unpolitisches Wesen vielmehr von der Art Gerlachs sehr abstach, sondern die Gemeinschaft der Weltanschauung hat das Band zwischen beiden geschlungen, das schon um 1821 geknüpft war und sich erst mit dem Tode 1861 lösen sollte. Es war bei Gerlach eine eigentümliche Verbindung von christlicher Fügsamkeit in das Wort der Schrift, daß man seinem König „wie Christo“ dienen und auch den „wunderlichen Herren“ unterthan sein müsse, und von echt germanischer Mannentreue. Er will nicht einem „ideellen Königtume“ dienen, wie sein Bruder Ludwig, sondern dem König ganz persönlich, denn er hat praktisch eingesehen, daß „die persönliche That des Königs dringend nötig ist,“ und er hat „eine große Liebe zu dem Herrn, auch eine recht persönliche.“ Aber er ist weit davon entfernt, dem König in allen Stücken zuzustimmen oder ihm gar blinden Gehorsam zu leisten; er sieht vielmehr den Gehorsam darin, daß er dem Herrn rät nach seiner besten Überzeugung und ihm gerade heraus widerspricht, wenn er ihn auf einem falschen Wege zu sehen glaubt. Immer trägt er den Kopf aufrecht, und wenn man auf dem vorzüglichen Bildnis, das dem zweiten Bande beigegeben ist, das stark entwickelte breite Kinn, den festen Mund und die ruhigen, dunkeln Augen unter der hohen, breiten Stirn mit dem aufstrebenden, noch dichten weißen Haar betrachtet, so sieht man auf den ersten Blick, daß dieser Mann wohl ein treuer Vasall, aber niemals ein Höfling gewesen ist. Wohl steht er kirchlich und politisch auf dem Boden derselben Weltanschauung wie der König, doch er teilt keineswegs dessen romantische Ansichten von der Neugestaltung Deutschlands; das sind ihm „Phantasien,“ „Träume,“ „ideologische Feldzüge.“ Ebenfowenig billigt er das Verhalten des Monarchen gegen seine Minister. Schon 1842 findet er, daß der König gegen die Menschen in seiner nächsten Nähe „eine gewisse Gleichgiltigkeit“ habe, „nicht als Personen, aber als notwendige Diener,“ auf deren Art er seine Maßregeln berechnen müsse, und immer wiederholt sich daher die Klage, der König sei mit seinen Ministern innerlich gar nicht einig, und diese verstünden ihn nicht. Der aber wolle „ohne Menschen regieren“ und meine die Verantwortung selber tragen zu können, sein „größter Fehler.“

Diese in dem Wesen und noch mehr in der Doktrin des Königs begründete Anschauung hat nun Gerlach dazu gedrängt, eine vermittelnde Stellung zwischen seinem Herrn und den Ministern einzunehmen und zu behaupten, das zu bilden, was er selbst ganz unbefangen, ohne irgend welchen Nebengedanken, die „Camarilla“ nennt (zuerst 1843). Schon 1821 gehörte er zur „elique des Kronprinzen,“ und bei der Huldigung 1840 konnte ihm sein Schwager, der General von Grolmann, sagen: „Alles, was der König Schlechtes an sich hat, verdankt er dir und deinesgleichen“; so viel galt Gerlach nach der Meinung anderer schon damals bei Friedrich Wilhelm. Während der ersten Regierungsjahre

behauptete er diese Vertrauensstellung, seit dem März 1848 nahm sie festere Formen an. Unter dem 30. März verzeichnet er kurz als Thatsache: „Erster Versuch zur Gründung eines ministère occulte,“ seitdem begegnet der Ausdruck Camarilla häufiger. Am 26. September versagt dem König nicht allein sein Ministerium, sondern auch seine Camarilla, am 5. November tritt die Camarilla bei dem neuernannten Ministerpräsidenten, dem Grafen Brandenburg, zusammen. Im Februar 1849 sieht sich Gerlach genötigt, wieder eine „Camarillathätigkeit“ zu beginnen, am 9. Februar ist „die alte Camarilla wieder vollständig beisammen“; Ende März stehen „die Dinge leider so, daß der Zusammentritt der Camarilla nötig geworden ist.“ Zu ihr gehörten in diesen Jahren, abgesehen von Gerlach, ihrem anerkannten Haupte, sein Bruder Ludwig, Regierungspräsident in Magdeburg, der Generaladjutant des Königs v. Rauch, an dessen Stelle Gerlach 1850 trat, der Intendant der königlichen Gärten von Massow, später Minister des königlichen Hauses, zugleich Mitglied des Staatsrats, gelegentlich, nur bei besonderen Veranlassungen auch die frühern Minister v. Canitz und v. Alvensleben, Konsistorialpräsident Graf Boß, der Sohn des frühern Ministers, die Abgeordneten v. Bismarck und Kleist-Regow, Stahl und der Historiker Heinrich Leo in Halle; zuweilen taucht auch „der kleine Ranke“ auf, und der russische Gesandte Baron Meyendorf steht bis zu seinem Abgange nach Wien im Mai 1850 in regen Beziehungen zu Gerlach. Ende Dezember 1849 ist die Camarilla so zusammengeschmolzen, daß Gerlach den Namen nicht mehr gelten lassen will, sondern nur noch von einem „Kabinet“ (mit Rauch und Niebuhr) spricht, aber im Februar 1850 taucht wieder „die militärische Camarilla“ auf, die Sache blieb doch immer dieselbe.

Daß diese „Camarilla“ von den verantwortlichen Ratgebern des Monarchen im ganzen nicht mit sehr günstigen Augen angesehen wurde, versteht sich. Schon 1843 gesteht Gerlach den „Ärger der Hofleute und Geschäftsmänner“ über seine Vertrauensstellung zu; 1848 beklagt sich das liberale Märzministerium über den „fremden Einfluß“ auf den König; im Februar 1849 nennt der frühere Minister von Thile die Camarillathätigkeit rund heraus „Hochverrat,“ und ähnlich hatte er sich schon im November 1848 ausgesprochen. Gerlach selbst empfindet das „halbe Verhältnis“ mitunter schmerzlich, findet schon 1843, „wie wenig bei dem Camarillaeinfluß herauskommt,“ und kommt im Januar 1850 sogar zu dem merkwürdigen Geständnis, man müsse die Minister entweder stürzen oder gewähren lassen. Und doch ist er überzeugt, daß es „formell unverantwortliche Ratgeber immer gegeben habe und immer geben werde,“ und daß er die natürliche Aufgabe habe, zwischen dem König und seinen Ministern zu vermitteln, weil er den König genau kenne und alle seine „ideologischen Feldzüge mit durchgemacht habe.“ Befriedigung freilich gewährt ihm diese Thätigkeit eigentlich nicht; „es ist eine eigne Stellung, zwischen der Phantasia des Königs und der Trägheit der Minister mitten inne

zu stehen," klagt er im Juni 1850. Trotzdem blieb Gerlach in dieser Stellung; der sehr naheliegende Gedanke, Minister zu werden, tauchte wohl zuweilen auf, aber niemals trat er ihm näher; „ich bin kein Richelieu, kein Mazarin," versichert er einmal, und man muß hinzufügen, er wollte es auch gar nicht sein, er wollte weiter nichts sein, als der treue persönliche Diener seines Königs. Tatsächlich war er freilich das anerkannte Haupt einer Partei geworden; schon 1849 sprach alles von einer „Partei Gerlach," in der „Kreuzzeitung," die Ludwig von Gerlach beherrschte, schuf sie sich ihr Organ, und im Juli 1850 konnte Gerlach schreiben: „Das Geheime Kabinet, Rauch, ich, Niebuhr, vielleicht bald Manteuffel, sind eine Macht im Lande geworden."

Gleichwohl würde man völlig irre gehen mit der Meinung, Gerlach habe den König beherrscht. Friedrich Wilhelm IV. ließ sich weder von der Camarilla, noch von irgendwem sonst beherrschen. Wenn sie etwas ausrichtete, so geschah das nur, weil und soweit sie auf dem Boden derselben Weltanschauung stand und den König in seinen eigensten Anschauungen gegen andre Anschauungen bestärkte. Daß Friedrich Wilhelm die Männer der Camarilla geistig überseh, wußten diese sehr wohl. „Im Vergleich mit Radowiz und Bunsen — sagte einmal Rauch zu Gerlach — hält der König uns für Rindvieh," und Gerlach selbst hatte einen ähnlichen Eindruck, wenn er später äußerte: „Der König hält uns für Esel und Bunsen und Radowiz für große Staatsmänner."

Trotzdem darf man aber den Einfluß Gerlachs und seiner Camarilla auch nicht niedrig anschlagen. In sehr wichtigen Angelegenheiten haben sie den Ausschlag gegeben, indem sie den König gegen andre Richtungen unterstützten und in seiner eignen innersten Überzeugung, die er nicht immer genügend zum Ausdruck zu bringen wußte, bestärkten. So haben sie sich zu den herrschenden Strömungen der Zeit entweder hemmend oder geradezu ablehnend verhalten und sie aufs entschiedenste bekämpft.

Die wichtigste Frage während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. war die Berufung des Vereinigten Landtags, also die Fortbildung der 1823 auf besondres Betreiben des Kronprinzen ins Leben gerufenen Provinzialstände zu Generalständen, zu einem Reichstage, der den ständischen, also den christlich-germanischen Staat vollenden sollte, gewissermaßen das Probestück der Doktrin. Für solche hatte sich schon 1830 der Kronprinz ausgesprochen, und es war seine Absicht als König, sofort bei der Huldigung 1840, von den dazu versammelten Provinzialständen zweiunddreißig Abgeordnete wählen zu lassen, die dann mit derselben Anzahl von Mitgliedern des Staatsrats die Reichsstände bilden sollten. Damals war Gerlach mit den meisten Ministern gegen den Plan, sodaß ihn der König fallen ließ. Aber er fühlte sich vor allen an das königliche Edikt vom 17. Januar 1820 gebunden, das die Aufnahme von Anleihen an die Bewilligung der Reichsstände knüpfte, und die acht selbständigen Provinziallandtage, bei denen die Regierung

als solche gar nicht vertreten war, drohten der Staatseinheit gefährlich zu werden. Andererseits standen Rußland und Österreich der Sache durchaus feindselig gegenüber. Der König rief nun im Oktober 1842 wenigstens die Ausschüsse der Provinzialstände zusammen, obwohl Gerlach davon abriet, weil er in diesem Augenblicke darin ein Zugeständnis an den Liberalismus sah, und hielt an seinem Grundgedanken mit der ihm eignen Zähigkeit fest. Freilich meinte Gerlach, der darin mit Savignys Gutachten übereinstimmte, die Generalstände dürften niemals die Hauptsache werden, weil damit der preußische Einfluß auf Deutschland verloren gehe, und sie dürften nur beratende Stimme erhalten, weil sonst die königliche Gewalt eingeschränkt werde. Auch wollte er sie nicht ohne Not berufen. Schließlich nahm Graf Arnim-Boitzenburg, mit dem der König seine Absichten zunächst durchzusetzen versuchte, im Mai 1845 seinen Abschied, weil er sich mit dem Monarchen nicht vereinigen konnte, und an seine Stelle trat Bodelschwingh. Unter seinem Voritze wurde eine Kommission zur Beratung des königlichen Entwurfs gebildet. In dieser war der Prinz von Preußen zunächst ein grundsätzlicher Gegner der Reichsstände als einer Vereinigung der acht Provinziallandtage; er wollte nur eine Deputirtenversammlung, und zwar auch diese ohne die Vertretung der Städte und Universitäten. Gerlach betrachtete es als seine Aufgabe, ihn von dieser grundsätzlichen Gegnerschaft abzubringen, aber der Prinz gab erst nach, als neben der Dreiständekurie der Ritter, Bürger und Bauern noch eine Herrenturie als Vertretung des hohen Adels bewilligt wurde. So fiel endlich die Entscheidung für die Reichsstände in einer gemeinschaftlichen Sitzung der Kommission und des Staatsministeriums unter dem Vorsitz des Prinzen am 11. März 1846. Gerlach fand, das ganze „Experiment“ sei zwar „gefährlich,“ aber unvermeidlich, da man dem Konstitutionalismus entgegentreten müsse, und unter allen Umständen trete Preußen damit in eine neue Periode ein, nach der sich das Urtheil über die Regierung des Königs dereinst bilden werde. Die Vorlagen für den Vereinigten Landtag, der nun durch das königliche Patent vom 3. Februar 1847 berufen wurde und am 11. April wirklich zusammentrat, hielt Gerlach freilich für sehr bedenklich. Doch urtheilte er nach dem Ende der bekanntlich ziemlich ergebnislosen, aber sehr erregten Verhandlungen: „Der Landtag ist besser abgelaufen, als ich erwartete,“ weil er das ständische Prinzip des Königs anerkannt und kleine Klagen gegen die Verwaltung oder die Armee erhoben hatte.

Nach dem Gesagten ergibt sich Gerlachs Stellung zu der Bewegung von 1848/49 von selbst. Sie war ihm schlechtweg gleichbedeutend mit „Revolution,“ ohne daß er dabei irgend einen Unterschied zwischen den doch weit von einander abweichenden Richtungen oder auch nur den leisesten Versuch gemacht hätte, den Standpunkt derer zu verstehen, die an der Spitze der Bewegung standen, und ohne zu beachten, daß ein guter Teil der deutschen In-

telligenz auf dieser Seite war und um die Verwirklichung der teuersten nationalen Hoffnungen rang. Niemals ist bei ihm die ganze starre Härte des doktrinären Parteimanns stärker hervorgetreten als in diesen Jahren. So lange die Bewegung im Aufsteigen war und selbst den König mit sich fortriß, hat Gerlach keine irgendwie bedeutende Rolle gespielt. Während der verhängnisvollen Märztage war er in Berlin in der nächsten Umgebung des Monarchen und widmete ihnen von Tag zu Tag ausführliche Aufzeichnungen, die Sybels Darstellung durchweg bestätigen oder ergänzen, aber befragt wurde er in entscheidenden Augenblicken nicht. Hatte er schon die mit so vielem Jubel begrüßten Erlasse vom 18. März als „unselige Edikte“ bezeichnet, so mußte ihm die Nachgiebigkeit des Königs seit dem 19. und vollends der berufne Umritt am 21. März, den der König nachmals selber als den schrecklichsten Tag seines Lebens bezeichnete, als der Gipfel des Unheils erscheinen. Gesehen hat er ihn nicht, weil er schon vorher nach Potsdam gegangen war, um den Oberbefehl der Gardelandwehrbrigade zu übernehmen, und auch die befremdliche Rede des Königs an seine Offiziere am 25. März hörte er nicht mit an, ließ sich aber dann von einem Ohrenzeugen einen ausführlichen Bericht erstatten, den er mitteilt. Er mußte sich in dieser Zeit damit begnügen, die höchst aufgeregten und tief erbitterten Gardeoffiziere zu beschwichtigen. Er fand bei ihnen „Grimm und Nichtachtung gegen den König vorherrschend.“ Noch im September, als es sich um den Waffenstillstand mit Dänemark handelte, sagte selbst der König: „Ich kann ihr [der Armee] nicht verdenken daß sie, wenn sie glaubt, daß ich sie hier preisgebe, Wilhelm auf den Thron setzt.“ Über die liberalen Märzminister fällt Gerlach natürlich die herbsten Urteile. Er findet sie „unverantwortlich feige“ gegenüber dem Berliner Pöbel und den „Fremden“, spricht von „völliger Unfähigkeit, Mutlosigkeit und Kriechen vor dem Pöbel.“ Besonders entschieden trat er ihnen zur Unterstützung des Königs entgegen, als sie nicht übel Lust bezeigten, den Polen zuliebe den Krieg mit Rußland zu beginnen und sich mit dem republikanisirten Frankreich zu verbinden. Man sprach sogar schon von der Errichtung eines besondern polnischen Korps. Nur der feste Entschluß des Königs, keinesfalls mit Rußland zu brechen und sich keinesfalls mit Frankreich zu verbinden, verhinderte nach Gerlachs Versicherung damals im April 1848 den Krieg, der nach seiner Ansicht „unser Ende“ gewesen wäre. Die preußische Einmischung in Schleswig hielt er für höchst bedenklich, weil er in der Erhebung Schleswig-Holsteins so gut wie in dem polnischen Aufruhr nur eine „traurige Episode,“ eine Empörung gegen den rechtmäßigen Landesherrn sah; daher widmete er den dortigen Kämpfen weiter kein Interesse und schrieb unbefangen am 1. Mai: „Die Niederlage der Freischaren durch die Dänen [des Kieler Turner- und Studentenkorps, der Blüte der gebildeten schleswig-holsteinischen Jugend in dem Heldenkampfe bei Bau am 9. April] war eine Freude für die [preußischen] Truppen.“ Dem Austritt

einiger liberalen Minister im Juni stimmte er lebhaft zu: „Lassen Sie sie laufen — sagte er zum König —, der eine ist ein Verräter, der andre vollständig unfähig“; er warnte namentlich vor jeder Nachgiebigkeit gegen die Berliner Nationalversammlung und beklagte aufs tiefste den wunderlichen Verzicht des Königs auf jedes thatkräftige Handeln, der sich freilich weniger aus Charakterschwäche erklärt, als vielmehr aus seiner ganzen politisch-geschichtlichen Doktrin mit einer gewissen Notwendigkeit folgte. „Setzt machen die Minister alles,“ sagte der Monarch am 13. Juni, und später, am 12. August, äußerte er sich noch viel bezeichnender zu Gerlach: „Ich regiere jetzt gar nicht und kann auch nicht eher wieder regieren, bevor die Revolution nicht bewältigt ist.“ Kein Gedanke daran, daß es seines königlichen Amtes war, sie zu bewältigen! Gerlach sah in diesem Verhalten weniger eine Folgerung aus seiner eignen Theorie, als einen Mangel an Mut, wobei dem König freilich nichts anders übrig bleibe, als sich seinen liberalen Ministern blind zu fügen und auf einen deus ex machina zu hoffen.

(Fortsetzung folgt)



## Zwei erfolglose Dichter



ie herrschenden Götter des Tags dulden keine andern Götter neben sich, sie sind strenger und unbarmherziger als der Gott des alten Bundes, sie wollen weder in verborgnen Tempeln noch von wenigen Gläubigen angebetet sein, sie thronen auf Markt und Gassen und fordern ihre Opfer von allen, die in dem Bereich ihrer Macht sind. Unter sämtlichen Göttern oder Götzen unsrer Zeit aber ist keiner anspruchsvoller als der, der „Erfolg“ heißt, und dessen Gottheit in hundert verschiedenen Bildern — von der Kolossalstatue bis zum Hampelmann — verkörpert, aber in jedem Bilde knechtisch angebetet wird. Für den echt modernen Menschen unterliegt es gar keinem Zweifel, daß der Erfolg schlechtthin Zwecke wie Mittel heilige, daß er unentbehrlich sei, daß er auf jedem Wege erstrebt werden müsse, daß Erfolglosigkeit nicht etwa ein Mißgeschick, sondern geradezu Gottlosigkeit und Unsittlichkeit sei. Hunderttausenden ist der Erfolg so sehr zum Maßstab alles Thuns und Lassens geworden, daß sie zu der einfachen Wahrheit, der Erfolg könne auch zu teuer erkauft werden, ungläubig den Kopf schütteln.

Es liegt auf der Hand, daß diese Anschauung, diese bis zum Wahnsinn